

BIBLIOTEKA M. K. Nr. inv. 17-133 KOSZALIN



# Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 13

Sonnabend, 1. November 1924

Nr. 13

## Aus dem alten Rechts- und Gerichtswesen in unserer Heimat.

Von Hans Spielberg-Köslin.

Zu den allertraurigsten Ereignissen der Vergangenheit gehören die grausamen Hexenprozesse, die viele Tausende von unschuldigen Opfern gefordert haben. Bei dem dunklen Aberglauben jener Zeit, der vor etwa 600 Jahren sich auszubreiten begann, genüigten heimtückische Anzeigen, durch Niederlichkeit, Bosheit, Neid oder Habgucht hervorgerufen, um ist ganz harmlose Menschen den Hexengerichten und damit den fürchterlichsten Folterqualen und dem Henker — zumeist dem Scheiterhaufen — zu überliefern. Alle Unschuldbeteuerungen erstickten gewöhnlich unter den Schmerzen und grausamen Qualen. Ueberwältigt von ihrer körperlichen Pein bekannten die armen Opfer schließlich sich fast immer zu allen Schandtaten, deren man sie beschuldigt hatte, indem sie nur noch die Erlösung von ihren Leiden durch den Tod herbeisehten. Viele alte auf uns gekommene Schriften geben uns in schrecklich ausführlicher Weise Nachricht, was für Unheil der Aberglaube jener Zeit über manche Familien und ganze Ortschaften gebracht hat. Wurde schon von Angeeschuldigten, den Opfern des Aberglaubens, den Zauberern und Hexen, ein grausames Gerichtsverfahren zuteil, so wurde die einfache Todesart des Verbrennens oder Köpfens für wirkliche Verbrenner, Mörder, Straßenräuber, Brandstifter usw., die dem Gesetze verfallen waren, nicht für genügend angesehen. Die damalige überaus grausame Richtungsart, welche heute Ekel und Entsetzen erregt, bedurfte noch anderer Mittel. Das glühende Eisen zum Ausstechen, siedendes Öl, Fängen, um einzelne Teile und innere Organe des Körpers langsam unter den schrecklichsten Qualen aus dem Leibe zu reißen, Daumenschrauben, Räder, auf welche die vorher gebrochenen Gliedmaßen der Verurteilten geflochten wurden — und viele andere raffinierte Marterinstrumente — zahlreiche Museen, Schreckens- und Folterkammern sind heute noch voll davon — waren im Gebrauch, bei Richtern, Henkern und der rohen, schaulustigen Menge beliebt, um an ungezählten Tausenden die — leider häufig auch ungerechtesten — Richtersprüche zu vollziehen. Die Urteilsvollstreckung durch das Schwert ist erst sehr spät neben dem Galgen allgemeiner in Gebrauch gekommen, denn der „einfachen“ Todesstrafe hat die „geschürfte“ Todesstrafe, zu der nach der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karl V. der Feuertod, das Pfählen, das Rad, das Vierteilen und das Säden oder Ertränken gehörten, erst nach der Reformation den Platz eingenommen.

It schon die Strafe des Feuertodes, die zumeist Zauberer, Hexen und Keger traf, und bei der das Urteil lautete auf „Verbrennen des Leibes mit Fleisch und Bein, Haut und Haar, zu Pulver und Asche“ genügt, so hatte man doch noch schauderhafter Mittel der Hinrichtung erfunden. Dahin gehört zu erst das Pfählen, womit besonders Kindesmörder bestraft wurden. Es bestand darin, daß man der Verurteilten, nachdem man einen kleinen Ein Loch über ihren Körper aufgeworfen hatte, einen spitzen Pfahl durch den Leib trieb und sie auf die schreckliche Weise sterben ließ. Die Strafe durch das Rad, das Rädern, vollzog man auf zweierlei

Entweder zerschlug man mit einem schweren Rade dem Verbrecher die Glieder von oben herab, und zwar zunächst mit einem Stroße gegen die Brust, der ihn meistens schon der Besinnung beraubte, weshalb man ihn den Gnadenstoß nannte, oder man begann das Rädern von unten herauf mit der Zerschmetterung der Unterschenkel und Vorderarme, dann der Oberschenkel und Oberarme, worauf dann nach dem Bruststoße der Körper auf ein Rad gebunden wurde, das wagerecht auf einem Pfahle steckte. Namentlich Straßen- und Kirchenräuber, Mörder, Mordbrenner, Verräter wurden mit der Strafe des Räderns der schimpflichsten aller Todesstrafen, bedacht. Eine nicht minder schreckliche Ausgeburt der mittelalterlichen Richtungsart war das Vierteilen, wobei man den Verurteilten mit Armen und Beinen an vier Pferde kettete, die dann mit aller Gewalt auseinander getrieben wurden. Die peinliche Halsgerichtsordnung von 1532 setzt diese barbarische Strafe noch auf Landesverrat. Die Todesstrafen des Hängens und des Enthauptens gehörten zu den einfachen, gewissermaßen milden Arten der Hinrichtung. Die Enthauptung galt für den armen Sünder im Vergleich mit dem Hängen noch als eine gewisse Bevorzugung, weil sie nicht wie das Hängen für entehrend angesehen wurde. In Deutschland wurde die Strafe des Enthauptens früher fast allgemein mit dem Schwerte, und erst seit etwa hundert Jahren mit dem Beile vollzogen. Das Scharfrichterschwert hatte eine gerade, breite, zweischneidige Klinge, den Griff konnte man mit beiden Händen fassen. Das Stettiner Museum birgt eine ganze Anzahl solcher alten Richterschwerte. Auf den breiten Ringen befinden sich zum Teil altertümliche Inschriften: Aussprüche, Gebete, die man dem Richter bei Ausübung seines graufigen Amtes in den Mund gelegt haben mag. So ist auf einem Schwert zu lesen:

Man Ich mein Schwert tuh aufheben  
So geb Gott dem Armen Sünder das Ewige Leben.  
Ein aus Kolberg stammendes Richterschwert trägt die folgende Inschrift:  
MENSCH, WAS DU AUCH IMMER MACHST  
GOTTES AUGE WACHT. DARUM BEDENKE  
RECHT  
GOTT STRAFT DEN LASTERKNECHT.  
COLBERG ANNO 1713.  
DA SÜNDER, NUN BIST MIR ÜBERGEBEN  
SO SCHICK ICH DIR INS EWIGE LEBEN.

Im allgemeinen nimmt man an, daß die martervollen Hinrichtungen, die Hexenverbrennungen und die Folter zum Erpressen von Geständnissen gegen Mitte des 18. Jahrhunderts abgelmenn sind. Aber noch im Jahre 1771 wurden zu Stargard mehrere Straßenräuber, welche durch Ueberfälle auf dem Lande viele Stellen Pommerns und benachbarte Bezirke unsicher gemacht hatten, und die, obwohl durch viele Zeugen ihrer Schandtaten überführt, hartnäckig leugneten, durch eine eigenartige Folterung zu einem Geständnis gezwungen. Man sperrte die Raubgesellen in Holztröge, die mit einem Deckel versehen waren, so daß sie sich nicht im geringsten bewegen konnten. Die Pein, welche das ununterbrochene Stillliegen auf hartem Holze verursachte, brachte sie nach kaum zwei Tagen zu umfangreichen Aussagen. Sie hatten vielfach eingebrochen und geraubt, meist unter schwerer Mißhandlung der Beraubten. Das Sündenregister war ein sehr langes und die Schuld der

Räuber eine so große, daß sie nach den Gesetzen nur mit dem Tode gesühnt werden konnte. Aber noch vor Verkündung des Urteils entflohen fünf von den Gefangenen aus dem Stockhause zu Stargard. Vier wurden in Großspiegel, einem Dorfe zwischen Dramburg und Kallies, bald wieder eingefangen, einer, ein gewisser Salomon Jakob, entkam. Am 19. November 1772 endete das Verfahren damit, daß die Raubgesellen — Elias Meyer, Joseph, Daniel Joseph, sonst Gedalge, David Hirsch und Jzig Higel — mit dem Stränge vom Leben zum Tode gebracht wurden, Salomon Jakob, weil er von der Flucht noch nicht wieder eingebracht war, im Bildnis an den Galgen gehängt wurde, Levin Israel, sonst Leyser genannt, und Arnd Abraham, beide auf zeitweilens an die Karre geschmiedet, und Wulff Behr mit halbjähriger Festungshaft bestraft wurden. — Diese Stargarder Foltertröge, die seitdem nicht wieder gebraucht wurden, waren in unserer Provinz Pommern die letzten Werkzeuge, welche zur Erzwingung eines Geständnisses angewendet worden sind. In Pommern soll auch die letzte Hexenverbrennung innerhalb Deutschlands zu Anfang der 90er Jahre des 18. Jahrhunderts erfolgt sein; jedoch habe ich mich von der Wahrheit dieser Behauptung noch nicht überzeugen können.

Es wird ferner berichtet, daß im Anfange des vergangenen Jahrhunderts einige Mordbuben und Straßenräuber, die im Gollen ihr Unwesen getrieben hatten, durch den Kösliner Scharfrichter Fuchs vor dem Neuen Tore noch durch das Rad zum Tode befördert worden sind.

Und — man kann es kaum glauben, klingt es doch wie ein Bericht aus dem finsternen Mittelalter — noch im Jahre 1820, also vor einem Jahrhundert, kam in unserer Provinz Pommern die grausame Hinrichtungsart des Räderns „von unten auf“ an einem Raubmörder zur Anwendung. Wohl als sicher ist anzunehmen, daß seitdem eine Hinrichtung durch das Rad nirgends mehr erfolgt ist. Haken\*) berichtet in den Pommerschen Provinzialblättern, Band 1 von 1820 über diesen merkwürdigen Rechtsfall wörtlich:

„Der Müllergesell Carl Gottlob Kober, vormals zu Strachmin, dann zu Colberg wohnhaft, hatte auf der Reise von Swinemünde in der Mühle zu Dannenberg, Amtes Wollin, nach Handwerksbrauch einsprechend, die Ehefrau des dortigen Müllers Reulirch in der Nacht vom 20 auf den 21. Oktober mit einem vorgefundnen Beile ermordet, um sich einer neben ihrem Bette verwahrten Geldsumme zu bemächtigen. Dieser Raubmord zog dem überwiesenen Verbrecher, durch ein gleichförmiges Erkenntnis beider Criminal-Senate des Kgl. Oberlandesgerichts zu Stettin, welches von Sr. Majestät dem Könige unterm 6. April d. J. bestätigt worden, die Strafe des Rades von unten auf zu; welche auch am 26. Mai, morgens zwischen 7 und 8 Uhr, an demselben vollzogen worden. Diese Hinrichtung geschah auf der Anhöhe zwischen dem Amte Cobram und Dannenberg, auf einem dazu

\*) Johann Christian Ludwig Haken, als Sohn des Samunder Pastors und Kösliner Chronisten Christian Wilhelm Haken 1767 zu Samund geboren, war von 1793 bis 1800 Pastor in Konitow bei Köslin, von 1800 bis 1817 als solcher in Symbow bei Stolp. Er starb 1835 als Superintendent zu Strepow a. d. Rega.

errichteten 6 Fuß hoher Verste, auf Anordnung des Criminalrichters Herrn Justizamtman Russow von Stepenitz und unter der unmittelbaren Leitung des Herrn Scharfrichters Meyer aus Trepow a. d. Rega, dessen vielerprobte Geschicklichkeit, Umsicht und Geistesgegenwart sich auch bei dieser Gelegenheit vollkommen bewahrte. Der Mörder starb, ohne Mut und Festung und von dem Bewußtsein seiner gräßlichen That gefoltert. Sein entseelter Leichnam ward hiernächst, dem Urteil zufolge, an der Richtstätte verscharrt. Eine Menge gegenwärtiger Zuschauer nahm den tiefen und warnenden Eindruck dieser Trauer-Szene mit sich im Herzen fort."

Man sieht, die besondere Geschicklichkeit des Scharfrichters, mit der er sein blutiges Handwerk ausübte, wird hier noch besonders gerühmt. Eine hervorragende Gewandtheit wird auch dem letzten Scharfrichter unserer Stadt Köslin, dem Abdeckereibesitzer Ferdinand Fuchs, geboren 1809, gestorben 1885, nachgesagt. Schon seit der Zeit des 30jährigen Krieges (1647) war in Köslin die Scharfrichterei und Abdeckerei in seiner Familie stets vom Vater auf den Sohn übergegangen. Er hatte seiner Zeit eine ganze Anzahl Mörder, Wegelagerer und Giftmischer allerdings wohl nur durch das Beil in das Jenseits befördert, mehrere Doppelhingerichtungen und einmal sogar in Neustettin eine dreifache Hinrichtung vollzogen. Man erzählt von ihm, daß er ein gebildeter, frommer und gottesfürchtiger Mann gewesen ist, der in seiner Abdeckerei mit eiserner Strenge darauf hielt, daß seine Leute auch den Tieren gegenüber sich menschlich zeigten. Alle Roheit und unnötigen Qualen wollte er auch bei dem Töten der Tiere vermeiden sehen. „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem Tiere zu!“ Das hatte er, wie rühmend ihm nachgesagt wird, manchem seiner Gesellen in recht fühlbarer Weise eingepreßt. Nach einer in den 60er Jahren zuletzt an einer Frau, die ihren Mann durch Gift ums Leben gebracht hatte, vollzogenen Hinrichtung — diese geschah dicht hinter dem Gerichtsgebäude unweit der jetzt zu den Anlagen führenden Mauerpforte — hatte er nicht mehr das Amt des Nachrichters ausgeübt. Er war übrigens auch wegen seiner Rechtshaffheit ein allgemein geachteter Mann gewesen. Als er im Jahre 1885 starb, hatte er ein so großes Leichengefolge — fast alle Besitzer der Umgegend schlossen sich diesem an —, wie es nur selten einem Kösliner zuteil geworden ist. Er liegt auf dem alten Friedhofe begraben; in seiner Nähe hat auch seine Tochter Luise, als Sprachentundige, erfolgreiche Lehrerin vielen wohl noch in Erinnerung, ihre letzte Ruhestätte gefunden. Vor nahezu einem halben Jahrhundert hatte ein in der Mühlenortstraße wohnender Kaufmann G. das alte,

schwere Kösliner Hinrichtungsrad — und zwar als Brennholz zu einem Spottpreis — von dem greisen Scharfrichter käuflich erworben. Der tüchtige Geschäftsmann, der übrigens mit Altertüchern, echten und falschen, sowie Seltenheiten aller Art hier einen schwunghaften Handel trieb, bot zunächst das Rad dem Stettiner Museum zum Kauf an. Da aber diesen verlangten hohen Preis nicht zahlen konnte oder wollte, wurde es dann nach Berlin verkauft, wo es heute noch im Märkischen Museum aufbewahrt wird.

Wer heutzutage die Neuetorstraße entlang nach Altbeltz zu wandert, ist sich wohl kaum bewußt, daß er sich auf der uralten hinterpommerschen Heeres- und Verkehrsstraße befindet, die einst von Berlin ab über Stettin, Gollnow, Naugard, Körlin, Köslin, Janow, Schlawe, Stolp bis Danzig und Königsberg führte. Noch weniger vielleicht mag er, an dem mehr als manneshohen Meilenstein vorüberkommend, wohl noch daran denken, daß hier, links der heutigen Kunststraße, der alte Richtplatz der Stadt Köslin bis etwa noch vor 80 Jahren gelegen gewesen ist, auf dem manch armer Sünder, manch unglückliches weibliches Wesen, als Heze zum Feuerode verurteilt, die letzten schweren Schritte aus dem Leben getan hat. Hier an dieser Stelle haben noch alte Kösliner unserer Zeit auf einer kleinen Anhöhe die Ueberreste der einstigen Richtstätte, Pfähle von Galgen und Rad, gesehen. Beides war früher stets als Sinnbild oder als Wahrzeichen der nimmer schlafenden Gerechtigkeit vor den Toren fast einer jeden größeren Stadt aufgestellt. Hier geschahen die Hinrichtungen öffentlich. Sie sollten in ihrer oft furchtbaren Grausamkeit abschreckend wirken, weshalb auch die Gehenkten nach eingetretenem Tode nicht sogleich abgenommen, die Enthaupteten und Geräderten noch auf das erhöhte Rad gebunden wurden, wo sie lange Zeit zur Speise der Raubvögel, Raben und Krähen und zum heillosen Schrecken für die Bevölkerung verblieben. Heute ist der Erdboden dort durch die Ausschachtungsarbeiten der in der Nähe befindlichen Ziegelei abgetragen, auch die kleine Anhöhe des alten Richtplatzes ist dabei verschwunden. Nichts erinnert mehr an die einstige Richtstätte. —

Sind die Zeiten und Menschen seitdem besser geworden? — Die meisten werden diese Frage schnell mit einem Ja beantworten; viele werden sie in der Erinnerung an manche Ereignisse der hinter uns liegenden Kriegs- und Nachkriegszeit jedoch verneinen. Aber die „gute alte Zeit“ kannte Begriffe wie Menschlichkeit und Menschenwürde nicht, wenigstens nicht in der Bedeutung und mit den Folgerungen, die wir heute damit verbinden. Die furchtbarsten Mißbräuche in der Rechtspflege, namentlich die un-menschliche Folter, die Todesstrafe in ihrer mannig-

fach verschärften Form zur Sühne von mitunter an sich geringen Verbrechen, worauf wir heute nur mit Entsetzen zurückblicken vermögen, gehören wohl für immer der Vergangenheit an. Und das ist ohne Zweifel ein wesentlicher Fortschritt in der Gesittung und im Kulturzustande.

## Die Gaffkrankheit.

Von Prof. Dr. A. Haas.

Die geheimnisvolle Krankheit, die zurzeit als Schreckgespenst die ostpreussischen Küstengebiete heim sucht, ist bis jetzt bezüglich ihres Wesens und ihrer Ursache noch nicht enträtselt. Bei der Untersuchung über den Ursprung der Krankheit ist es vielleicht nicht ganz bedeutungslos zu wissen, daß dieselbe Krankheit bereits vor 400 Jahren im Küstengebiet der Ostsee, und zwar in unserer pommerschen Heimat grassiert hat. Thomas Rangow berichtet darüber wie folgt:

„Im Jahre 1529 um Pfingsten entstand im Land zu Pommern bei der Oder und um das Frische Haff — damit meint Rangow das Pommersche Haff — eine seltsame Krankheit: es kam den Leuten an, daß sie bei ihrer Arbeit ohne bewußte Ursache lahm wurden an Händen und Füßen und sich nicht helfen konnten, wenn sie gleich hätten sterben sollen, wie es denn einmal auch zwei Fischer zugleich erging, die die Ruder hatten fallen lassen und ins Boot gefallen waren und auf der Oder hin- und hertrieben und ohne Zweifel erloschen wären, wenn nicht andere Fischer sie errettet hätten.“

Das sind dieselben Krankheits-symptome, wie sie sich jetzt auch bemerkbar machen, und die von der Krankheit Befallenen waren auch vor 400 Jahren in erster Linie die Fischer. Rangow berichtet über die auch damals schon rätselhafte Krankheit als Zeitgenosse und vielleicht als Augenzeuge. Darum erfahren wir von ihm auch die Mittel, die man 1529 anwendete, um die Kranken zu heilen. Die Leute, so fährt er fort, mußte man warm zudecken und mußte ihnen warmes Bier mit Butter zu trinken geben, „und sie fraßen auch sehr viel“, und den dritten oder vierten Tag wurden sie dann wieder gesund.

Auch über den Ursprung der Krankheit hat man bereits 1529 allerlei Vermutungen aufgestellt. In dieser Beziehung sagt Rangow: „Ich achte dafür, daß das Wasser vergiftet gewesen sein muß, und zwar aus dem Grunde, weil viele Meeresschweine in der vorausgegangenen Fastenzeit bis vor Stettin gekommen waren, wo man sie zuvor nie gesehen hatte (vielleicht, um frischeres und besseres Wasser zu suchen), und weil man auch um das Frische Haff

## Das altgermanische Wohnhaus.

Von Dr. W. Olsen.

Wer von uns hätte nicht schon aus strömendem Regen oder wütendem Schneesturm in sein Haus tretend das unendlich wohltuende Gefühl des Geborgen-seins gehabt. Aus solchem Behagen heraus hat einst der Dichter Sophokles den erfindertischen Geist des Menschen gepriesen, der durch den Bau von Häusern das Mittel erfand, „den Geschossen des Regens und der Winterkälte zu entgehen, bei denen es schlimm ist unter freiem Himmel zu übernachten“. Wenn der Südländer so empfand, wie viel dankbarer mußten im unmißlichen Norden unsere Vorfahren dem Manne sein, der sie zuerst ein wetterfestes Haus zu bauen lehrte, das auf der Oberfläche der Erde von allen Seiten frei stand. Jetzt konnten sie die Höhlen nicht mehr verlassen und im Reich der reinen Luft und des lebendigen Lichts wohnen. Welch eine Wandlung des Lebens.

Es wußte sich daher immer wieder den Forschern die Frage aufdrängen, wie das erste Wohnhaus der Germanen in unserer Heimat beschaffen war. Von den Vorfahren jener Vorzeit ist natürlich nichts übrig geblieben. Oberhalb der Erde ist das vergänglichste Material spurlos der Verwitterung erlegen. Gewißheit brachte uns erst die in den Jahren 1906 und 07 entdeckten Grabhügel von Leubingen und Helmsdorf an der Luga. Dort hatten zwei von Menschenhand

aufgeworfene Hügel die Jahrtausende hindurch gestanden. Im Mittelalter hatten sie als Galgenhügel gedient. Niemand ahnte ihren ursprünglichen Zweck. Weil sie aber in neuerer Zeit im Wege standen, wurden sie abgetragen, und es wurden so zwei Grabstätten für alte Germanen bloßgelegt. Zur freudigsten Ueberraschung fanden sich in ihnen zwei Modelle des Wohnhauses der Bronzezeit, die gegen 2000 v. Chr. in Norddeutschland begann. Es besteht kein Zweifel darüber, daß diese Grabhäuser genau nach dem Wohnhause, aus dem der Tote scheiden mußte, hergerichtet sind. Denn damit des Toten Seele nicht auf die Oberwelt zurückkehrte und die Erben ängstigte, durfte nach dem Aberglauben der Geschiedene nichts von dem entbehren, was er im Leben besessen und lieb gehabt hatte. Man gab ihm seine Waffen und seinen Schmuck mit, selbst die goldenen Armreife und Spiralfingerringe wagte man nicht ihm vorzuenthalten. Mit den besten Kleidern angetan ruht in dem einen Grabe der Verstorbene auf der Bretterdiele, gebettet auf den Fellen, die ihm ein weiches Lager gewesen waren. Derartige Funde hatte man schon anderswo gemacht, hier aber fand man zum ersten Male die Begrabenen in Holzhäusern, die in verkleinertem Maße das Wohnhaus der Lebenden wiedergaben.

Das damals übliche Wohnhaus war also ein Dachhaus, es bestand nur aus dem Dachraum eines heutigen Spitzgiebeligen Hauses. Wir müssen uns den hinreichend hohen breiten und tiefen Spitzgiebel auf

die Erde gesetzt denken, dann bilden die schrägen Dachseiten die Seitenwände des Hauses, das nun noch eine Vorder- und Rückwand hat. Auch die sonstige Baukonstruktion ist aus den gefundenen Grabhäusern klar zu erkennen. Ein Gerüst von Eichenstämmen trug die mit Gips ausgefugten und mit Rohr gedeckten Eichenbohlen des Daches, das unten so weit in die Erde hineingebaut war, daß das Haus den Stürmen standhielt und dem Regen oder schmelzenden Schnee das Eindringen ins Haus verwehrte. Die Maße des einen Totenhauses sind 3,9 Meter lang, 2,5 Meter breit und 1,7 Meter hoch. Wie viel mal so groß die Ausmaße des Wohnhauses der Lebenden gewesen sind, das hat sich, wie zu allen Zeiten, nach den wirtschaftlichen Verhältnissen des Besitzers gerichtet.

Die Mitte des einzelligen Dachhauses ist der gemeinsame Aufenthalt für die Bewohner mit ihren häuslichen Hantierungen gewesen. Rechts und links unter den schräg abfallenden Dachseiten sind Schlaf-räume, Abseiten für Geräte und Unterstände für das Vieh gewesen. Was den Herd angeht, so meinen manche, daß er nicht von vornherein mit im Hause gewesen, sondern außerhalb gestanden hat. Ich halte das für ganz unwahrscheinlich, denn wenn der Herd schon an manchem Sommertage bei schwerem Regen draußen seinem Zwecke nicht hätte dienen können, wie sollte er da im Winter zur Bereitung der Speisen verwandt werden. Wer annimmt, daß er der Feuersgefahr wegen nicht im Hause gestanden hat,

und beim Strande derselben, d. i. der Meerfchweine, viele tot fand."

Die letztere Bemerkung ist besonders wichtig, da in dieser Begleiterscheinung der Krankheit eine Parallele zu dem jetzigen Fischsterben erkannt werden kann. Der Hinweis auf das Zeugnis Rangows ist aber für die kurzezeit noch schwebende Untersuchung auch noch in anderer Weise wichtig. Die Hypothese, daß das Wasser des Haffs durch die Abwässer der Fabriken oder sonstigen industriellen Anlagen vergiftet worden sei und daß dadurch die Krankheit und das Fischsterben verursacht sei, darf nicht weiter in Betracht kommen, da es im Jahre 1529 noch keine Fabriken gegeben hat.

Die Witterung des Jahres 1529 war sehr abnorm. Nach Rangow war es um dieselbe Zeit, als die Krankheit grassierte, überaus heiß, und die Hitze hielt an bis auf Sankt Johannis Geburtstag. Dann hub es an „zu regnen und zu slaggen“, und es war den ganzen Sommer so neblig und kalt bis auf Bartholomäi, daß man zu der Zeit die Stuben heizen mußte, und das Getreide, der Wein und alle Früchte verderben. Um Bartholomäi wurde es so schwül und warm, jedoch bei dunkler Luft, daß einer sich vor Schweiß gar nicht retten konnte. Mit dem Wetter erhob sich damals eine andere neue Krankheit, die sich in vierzehn Tagen von Hamburg bis Stettin verbreitete, war so gestaltet: Die Leute bekamen ein Krübbeln in Händen und Beinen und große Hitze, Schweiß und Angst, und viele wurden davon rastend. Die Kranken mußte man warm halten und bedenken, daß die Luft sie nicht anwehte; darum harrte man sie in den Betten, und so mußten sie 24 Stunden liegen, oder sie starben, wiewohl sich nachher herausstellte, daß es nicht nötig gewesen war, solange zu liegen.

In Stettin starb als erster der Küchenmeister Johann Alte: der ging des Abends gesund zu Bett, um Mitternacht kam es ihm an, und des Morgens um fünf war er tot. Des anderen Tages wurden die Fürstin und viele vom Hofgesinde und von den Bürgern und besonders alle Doktoren und Lizentiaten der Medizin von der Krankheit befallen, und sie wußten nicht, was es für eine Krankheit wäre und was man dagegen gebrauchen sollte, ausgenommen, daß sie Cordialia verordneten. Und es verfielen so gut als in zwei Tagen etliche tausend Leute darein. Unterdessen kamen zwei Knechte dahin (gemeint ist wohl: nach Stettin), die waren der Krankheit von Hamburg nachgefolgt, um die Leute zu belehren, was sie zu tun hätten. Die erkannten am Geruch des Schweißes, ob es der rechte Schweiß wäre oder nicht; denn viele, die nur schwigten, legten sich aus Furcht aufs Krankenbett. Die Knechte lehrten die Leute, wie sie die Kranken benähren und warten

sollten, und wie sie bei allzu großer Hitze allmählich die Daumen aus den Oberbetten ziehen mußten, damit die Kranken nicht ersticken. Nach den Knechten sowie nach den Predigern war des Nachts ein solches Rennen und Laufen mit Lichtern und Laternen, daß es ein Wunder war. Am anderen Tage war keine Caffe, in der nicht zum wenigsten zwei, drei oder mehr Leichen gewesen wären. Die folgenden Tage nahm es aber immer mehr ab und verging schier in 9 Tagen, daß es nicht so heftig blieb. Viele wurden in den Betten verhigt und erstickt und viele starben sonst. Die Genesenden nahm man nach 24 Stunden aus den Betten und reinigte sie mit feinen reinen Luchern vom Schweiß, setzte sie vor ein Feuer und machte ihnen ein Eierlupplein. So wurden sie in einem Tage oder in acht Tagen wieder gesund, aber in langen Zeiten konnten sie die Sucht nicht verwinden.

Daß der englische Schweiß mit der Haffkrankheit in ursächlichem Zusammenhang stände, ist nirgends gesagt; aber Rangow scheint doch anzunehmen, daß es sich nicht bloß um ein zufälliges zeitliches Zusammentreffen der beiden ungewöhnlichen Krankheiten gehandelt hat.

## Ein Tag auf Hiddensee.

Am späten Nachmittag eines heißen Julitages war es, als der Dampfer, der uns von Stralsund nach Hiddensee gebracht hatte, an der Landungsbrücke des Fischerdorfes Kloster anlegte. Schnell huckten wir unsere Rucksäcke auf und wanderten nordwärts nach Ganben, wo wir diese Nacht bleiben wollten. Ein Fischer war auch sofort bereit, uns auf seinem Heuboden schlafen zu lassen. Nachdem wir unser Gepäck abgelegt hatten, sahen wir uns nach einem Plätzchen zum Abkochen um. Hinter dem Dorfe an einer Böschung fanden wir einen dazu geeigneten Ort. Vor dem Essen nahmen wir noch ein erfrischendes Bad im nahen Bitter Bodden, was nach der Hitze des Tages eine wahre Wohltat war. Leider war das Wasser zum Schwimmen aber viel zu flach. Da jetzt schwarze Gewitterwolken am Himmel heraufzogen, beeilten wir uns mit dem Essen und Geschirrputzen, um noch vor Ausbruch des Unwetters in Sicherheit zu sein. Raum hatten wir unser Quartier erreicht, als der Regen auch schon losprasselte. Da wir durch den heißen Tag in Stralsund sehr ermüdet waren, kletterten wir bald auf den Boden, wo wir uns aus Hem, Decken und Mänteln ein weiches Lager machten. Nach kurzer Zeit schon waren wir eingeschlafen.

Am nächsten Morgen strahlte der Himmel wieder in reinstem Blau. Da dieser Tag ein Sonntag war, machten unsere Wirtsleute sich zum Kirchgang nach

Kloster fertig, und auch wir beeilten uns, um möglichst viel Zeit für die Besichtigung der Insel zu gewinnen. Nachdem wir uns von unsern freundlichen Wirten verabschiedet hatten, wanderten wir durch den taufrischen Sonntagmorgen nach Norden. Immer höher stieg der Weg nach dem Dornbusch, dem hohen nördlichen Teile der Insel, an. Starke Stranddornbüsche, Kiefern, Birken, Ginster und Hederosen bildeten ein nahezu undurchdringliches Gestrüpp, durch das sich der schmale Fußpfad dahinschlängelte. Endlich hatten wir die Küste erreicht und machten nun Rast, um Umschau zu halten.

Der Dornbusch ist der eigentliche Kern der Insel und besteht aus festeren diluvialen Erdmassen, während der übrige Teil der Insel nur aus losen alluvialen Sanden besteht. Ganz steil fällt hier die etwa 70 Meter hohe Küste nach dem Meer ab, und das ist gerade eine große Gefahr für die Insel; denn fortwährend nagt das Meer an der Steilküste. Eine Erdschicht nach der andern wird von den Wogen unterspült, bis sie ins Meer hinabstürzt. Unten am Abhang und im Wasser liegen mächtige Finblünge, die aus den abgebrochenen Erdmassen herausgewaschen sind. Zwar sind diese Steine sehr gute natürliche Wellenbrecher, aber sie allein können die zerstörende Arbeit des Meeres auch nicht hindern. Immer mehr Land frist die See weg. In der Nähe der Küste befinden sich bereits tiefe Risse im Erdboden, aus den man ersehen kann, wieviel Land der nächste Erdbeben dem Meere zuführen wird. Nur durch lange Steinbuhnen könnte die Kraft der Wogen gebrochen und damit die Insel vor völliger Vernichtung bewahrt werden.

Unser Weg führte uns hart an der Küste entlang nach der Westseite der Insel. Ueberall hatten wir dasselbe Zerstörungsbild vor uns. In der Nähe des Leuchtturms kochten wir unser Mittagessen. Das dazu nötige Wasser hatten wir uns in einem Gasthause erbetteln müssen. Die Leute müssen hier ihr Trink- und Kochwasser aus tieferen Gegenden heraufahren. Nun gelangten wir in den flachen Teil der Insel, der geologisch ebenfalls sehr interessant ist. Wenn die Erdschollen an der Nordküste ins Meer gerutscht sind, werden sie dort von Wasser zerrieben. Der Sand wird dann von der Strömung fortgespült. Er rückt um den Dornbusch herum und wird dort im Wellenschuh wieder an der Insel abgelagert. Auf diese Weise sind die beiden Inselschwänze entstanden, die sich im Süden an den Dornbusch ansetzen. Im Westen liegt der 16 Kilometer lange Gellen und im Osten der kürzere Bessin. Jahr für Jahr wachsen diese beiden Sandbänke weiter nach Süden. Der Bessin nähert sich auf diese Weise immer mehr dem Bug, einer Sandbänke der Halbinsel Wittow, und wird sicher einst mit ihm verschmelzen, wodurch dann

der muß den feststehenden Herd draußen sich so weit vom Hause denken, daß beim Sturm die Funken das Strohdach nicht in Brand setzen konnten, oder er muß sich den Herd verfehrbar je nach der Windrichtung denken, und die Menschen wären dann mit ihrer Feuerstätte übler dran gewesen als zu der Zeit, wo sie noch in Höhlen hausten. Wenn aber jemand dazu kommt, sich den Herd oben überdacht und an den Seiten mit Schutzwänden vorzustellen, der konstruiert uns ja das erste Wohnhaus oberhalb der Erde. Wie man also die Sache auch ansieht, wir müssen uns die Ueberzeugung festigen, daß der Herd von Anfang an im Hause aufgerichtet war. Er stand mitten auf der Diele von allen Seiten zugänglich, Licht und Wärme den ringsversammelten Hausbewohnern spendend, wenn des Winters Dunkel und Frost die Dachhülle umging. Des Herdes Bedeutung für das wirtschaftliche und gemüthliche Leben, wenn in dem Kreise um ihn zur Arbeit traulich geplaudert, erzählt oder gesungen wurde, findet Ausdruck in dem Sprichwort: Eigener Herd ist Goldes wert.

Es ist dagegen gewiß, daß das germanische Haus anfangs nicht unterkellert gewesen ist, sondern in der Nähe ausgegrabene Räume unter der Erde die geernteten Feldfrüchte und andere Vorräte vor dem Frost und dem Verderben geschützt haben. Dazu wurden sie mit Laub, Moos oder auch mit Dünger bedeckt, wodurch sie zugleich vor den gierigen Blicken raubender Herden versteckt waren. In solchen un-

terirdischen Räumen waren auch die Webstühle aufgestellt, wie noch heute in Appenzell.

In der Eisenzeit, die für unsere Heimat gegen 800 v. Chr. begann, schritten unsere Vorfahren dazu fort, das ursprüngliche Erdgeschloß durch starke Ständer aus Eichenholz zu heben, und gewannen dadurch ein unteres Stockwerk, das nunmehr mit seinen vier Wänden den Stiebel mit dem Dachraum trug. Ueber dieses Wohnhaus sind sie in niederländischen Landen an unserer Wassertante auch bis in die Gegenwart nicht hinausgegangen, wie wir es in diesen Blättern kürzlich aus der trefflichen sachmännlichen Beschreibung des Rauchhauses ersehen haben.

Zum Bau wurde kein Felsstein und kein Ziegelstein verwandt, sondern Holz für das Gerüst, Lehm für die Wände und Stroh oder Rohr für das Dach. Das Bauholz heißt im älteren Deutsch „timbar“, woraus niederdeutsch Zimmer, hochdeutsch Zimmer wurde. Das Zimmer bedeutet also ursprünglich ein aus Holz hergestelltes Gemach. Für bauen kannte man nur das Wort zimmern, und der Zimmerer ist der ältere Bauhandwerker, während der Maurer erst in der späteren Zeit neben ihn trat, als die Germanen von den Römern den Steinbau lernten. Auch das Wort Schwelle bedeutet eigentlich hölzerner Balken und Diele ist hölzernes Brett. Die Wände — Wand kommt her von winden — wurden aus Flechtwerk mit Lehmewurf hergestellt. Das Aus-

flechten und Einsetzen besorgten die Männer, aber das Kneten des Lehmteiges war Sache der Frauen, wie auch die Bäckerei und Böpferei Frauenarbeit war. Das sagt uns auch das englische Wort lady, das eigentlich Leigntererin bedeutet.

Das Hauptstück der Architektur blieb aber die Jahrtausende hindurch im germanischen Norden das Dach. Im Gegensatz zum horizontalen Dach des Südens und Orients ist des deutschen Hauses ältester und unänderlicher Bestandtheil das schräge Dach, das sich schützend und wärmend auf den Bau legt. Dies kommt auch in der Sprache zum gemüthvollen Ausdruck, wenn wir sagen: Jemanden Obdach gewähren, Willst du haben gut Gemach, bleibe unter deinem Dach, Unter Dach und Fach bringen. Hier ist das Dach und das Fachwerk der Hauswände genannt, die beiden Teile des den Unbilden des Wetters wehrenden Hauses.

Vor einigen Jahren traf ich in Wusteden vor dem Pfarrhause eine Malerin mit ihrer Staffelle. Das Bild des Pfarrhauses, in dem sie gasliche Aufnahme gefunden hatte, war fast vollendet. Auf ihre Frage konnte ich sagen, daß ihr am besten das Strohdach gelungen sei. Erfreut darüber erklärte sie, daß gerade das Dach es ihr angetan habe, das so anheimelnd das Haus schirme, wie eine Kapuze das frohgemut dem Regen trozende Mädchenantlitz. Mir aber war dies eine Bestätigung, daß Künstleraugen auch an der Schönheit des altgermanischen Daches sich erquiden.

Provence zu einer Halbinsel von Rügen wird. Den größten Teil der Insel nimmt der Gellen ein. Da er sich nur wenig über das Meer erhebt, kann er bei Sturmfluten leicht durchbrochen werden. Durch Bühnen, Steinmauern und Bepflanzung der Dünen sucht man die Insel vor dieser Gefahr zu schützen. So hat man an der Westküste vor den Dörfern Neuendorf und Plogshagen einen 900 Meter langen Steinwall erbaut, hinter dem sich ein großes Vogel- und Fischgebiet befindet, in welchem viele Seevögel geschützte Nistgelegenheiten finden. Die wenigen Dörfer haben von Jahr zu Jahr einen größeren Zustrom von Badegästen, die hier in der weltabgeschiedenen Einsamkeit Erholung von der aufreibenden Alltagsarbeit der Großstädte suchen. Der flache Strand eignet sich auch ganz vorzüglich zum Baden. Viele Maler kommen jährlich hierher, um auf der eigenartigen Insel nach Motiven für ihre Arbeit zu suchen. Der Schriftsteller Gerhart Hauptmann verbrachte hier wiederholt seine Erholungszeit und hat hier u. a. sein Werk „Die versunkene Glocke“ vollendet. Die Insel Hiddensee ist auch der Ort der Handlung seines Dramas „Gabriel Schillings Flucht“.

Ueber flaches Land wanderten wir nun dem Fährhause zu. Der Boden war nur mit dürftigem Graswuchs bedeckt, der von Kühen und Schafen abgeweidet wurde. Vom Fährhause ließen wir uns nach der Fährinsel übersetzen. Dieser schmale Meeressarm war außerordentlich flach, so daß man ihn bequem hätte durchwaten können. Von der Fährinsel wurden wir dann nach Rügen übergesetzt, wo wir noch mehrere herrliche Wandertage verlebten.

M. Diez.

## Eine hinterpommersche Spulgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert.

(Mitgeteilt von Studienrat Ulrich Thieß-Stralsund.)

Es soll die Aufgabe der folgenden Zeilen sein, einen Vorfall aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wie er sich in dem kleinen Bauern-dorfe Sageritz im Kreise Stolp zugetragen hat, für spätere Zeiten festzuhalten. Die Darstellung des Verfassers hält sich im wesentlichen an die Mitteilungen seines Vaters, des verstorbenen Lehrers Otto Thieß, der als 15jähriger Knabe Zeuge des Vorfalles gewesen ist. Dieser hat die Geschichte im Freundes-treue in einer allerdings mitunter novellistisch anmutenden Form so oft wiederholt, daß sie mir fest im Gedächtnisse haften geblieben ist. Andere Mitteilungen stammen von seinem Jugendfreunde, Herrn Lehrer Heinrich Puhig in Stolp, und schließlich bin ich auch Fräulein Eva Marie Kühn, der Tochter des jetzigen Pastors, für briefliche Mitteilungen über den Vorfall zu Dank verpflichtet, worin sie mir kurz über die noch im Dorfe lebendigen Erinnerungen berichtete.

In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lebte in Sageritz ein Gastwirt Stenzel, ein jüngerer nüchternen Mann. Er hatte mit einem armen Mädchen ein Verhältnis begonnen, und ihr, als dieses nicht ohne Folgen blieb, die Ehe versprochen. Durch einen guten Freund ließ er sich aber herreden, das Mädchen durch eine Geldsumme abzufinden und statt dessen eine reiche Frau zu heiraten. Von dem Augenblick seiner Heirat begann er zu trinken.

Am 29. Dezember 1862 war in seinem Gasthause ein Tanzvergnügen, während dessen Stenzel sich wieder sinnlos betrank und in diesem Zustande in das Schlafzimmer gebracht werden mußte. Einige Zeit später fand man ihn, wie mein Vater erzählte, aufgehängt, nach einer anderen Mitteilung auf dem Gesichte legend, tot vor. Das Kirchenbuch nennt „Schlagfluß“ als Todesursache.

In der Nacht nach dem Begräbnis lagen die Witwe mit dem Kinde, das Dienstmädchen und ein Kindermädchen, das noch im vorigen Jahre 1922 als eine Frau Daste im Sageritzer Armenhause lebte, in einem gemeinsamen Zimmer und schliefen. Da klopfte es mit einem Male an die Tür. In der Meinung, es handle sich um einen verspäteten Nacht-

gast, forderte die Frau das Dienstmädchen auf, aufzustehen und nachzusehen, was diese aber ablehnte mit der Begründung: „Mi grugt.“ Nun erhob sich das Kindermädchen und öffnete die Haustür mit den Worten: „Wer draußen ist, soll 'reinkommen!“ Aber niemand ließ sich sehen. Kaum aber hatte sie sich hingelegt, als das Klopfen zum zweiten Male erkörnte. Sie stand noch einmal auf — niemand war vor der Tür. Sie schalt zur Tür hinaus: man möge sie in Ruhe lassen und nicht zum Narren halten; wenn jemand Einlaß begehre, so möge er hereinkommen, aber die dummen Streiche unterlassen. Kaum lag sie wieder im Bett, als sich das Klopfen zum dritten Male wiederholte. Da sagte sie: „Nun grugt mi ul!“ und weigerte sich, noch einmal aufzustehen.

Von diesem Tage an soll es im Kruge geklopft haben; zunächst hat es sich angehört, „als ein Hund auf Eisenplatten kragt“. Danach hat es angefangen zu klopfen, immer stärker, in allen Tischkästen, beim Kartenspielen hat es mit auf den Tisch geklopft, es hat unter die Gläser auf dem Schenktisch geschlagen, daß diese geklirrt haben, ohne sich aber zu rühren. Als einer der Bauern seinen Holzpantoffel auszog und ausrief: „Schwager, ik kann ul kloppen“ hat es gelärmt wie toll. Einmal hat der Dorfschulze Benz-laff die Schränke aufgerissen mit den Worten: „Nu möt ik oawer seihn, wat los is“; nichts ist zu sehen gewesen, das Klopfen hat fortgedauert. Besonders hat es hinter dem Kindermädchen geklopft; so hat man denn gesagt: „Es ist Stenzel, er hat ihr etwas mitzuteilen.“ Man hat das Mädchen denn eines Tages allein in der Gaststube eingeschlossen. In diesem Augenblicke hat sich ein wütendes Lärmen erhoben, daß die Leute auf der Straße stehen geblieben sind. Das Mädchen hat nachher geäußert, sie habe fortlaufen wollen, doch habe es ihr die Füße festgehalten. (Wohl Angst.) Man hat dann gemeint: wenn das Mädchen aus dem Hause kommt, wird das Klopfen aufhören. Sie ist deshalb aus dem Krug entlassen worden und in ihr väterliches Haus zurückgelehrt. Aber da hat es in ihrem Elternhause ebenso wie bisher im Kruge weitergeklopft. Als in der elterlichen Käte des Mädchens eines Abends verschiedene Leute versammelt waren, um sich das Klopfen anzuhören, hat ein Arbeiter mit Namen Ewardotus, der mit den Eltern im selben Hause wohnte, schließlich gemeint: „Na, Stenzel, nu heft hüt naug kloppt, nu willn wi sloopen goahn.“ Damit wandte er sich und verließ die Stube. Fast im gleichen Augenblick hörte man ihn draußen aufschreien: er hatte einen Schlag bekommen, daß der kräftige Mann gegen die Wand taumelte.

Auf einen neuen Vorschlag hin wurde das Mädchen über die Dorfgrenze nach Bewersdorf, Kreis Stolp, vermiehet, das Klopfen hörte nicht auf. Ein Herr v. P. in Deutsch-Karstnik, ein Arzt von Beruf, hat das Mädchen als elektrisch (?) behandelt, sie auf Glasplatten gestellt und ständig in seiner Umgebung gehalten, aber ohne Erfolg.

Unter dessen Klopfe es in dem Kruge ruhig weiter; oft kamen Leute dorthin, um sich das Klopfen anzuhören; zuweilen ließ es sich, gerade wenn auswärtige Gäste da waren, sich dies Wunder anzuhören, nicht hören. Man forderte auch den damaligen Sageritzer Pastor Hill (geb. 1805, emeritiert 1865) auf, sich das Klopfen anzuhören und den Geist zur Ruhe zu bringen; aber er ist der Aufforderung niemals nachgekommen. Schon nach drei Monaten verheiratete sich die Witwe von neuem mit einem Manne, namens Albrecht. Diesem Manne drehte „es“ gleich nach der Hochzeit den Kopf auf die Seite, so daß er seinen Hals nicht bewegen konnte. Eine Zigeunerin, die zufällig durchs Dorf kam, hat ihm ein Amulett zum Tragen auf der bloßen Brust gegeben, wenn er dieses umgehät hat, hat er seinen Kopf wieder frei bewegen können. Mein Vater erzählte, er habe dies Amulett verschiedenlich gesehen; es sei eine kleine Münze gewesen, die A. stets an einer seidenen Schnur getragen habe. Uebrigens ist Albrecht in den Vierzigern unter furchtbaren Qualen an der Schwindsucht gestorben; auch fast alle Kinder und auch die Enkel dieses Mannes sind an der Schwindsucht gestorben.

Wieder nach einiger Zeit — nach dem Bericht von Fräulein Kühn wäre dies 1½ Monate nach dem Beginn des Spulens gewesen, nach der Mitteilung

meines Vaters muß eine längere Zeit vergangen sein — erschien nochmals eine Zigeunerhorde im Dorfe. Eine von den Zigeunerinnen soll dann den Klopfsgeist mit einem Schöpfsmaß in den Deutsch-Karstniker Mühlenleisch verbannt haben, indem sie ihm den Auftrag gab, den Leich auszumessen; das war aber unmöglich, da der Leich eine natürliche Quelle hatte und seine Wassermenge ständig wechselte.

Nach einigen Jahren war ein Sageritzer Arbeiter damit beschäftigt, an dem Tei he Bretter zu schneiden. Am Abend bat er den Herrn, ihm eine andere Arbeit zu geben, Stenzel habe den ganzen Tag hinter ihm gestanden.

Im Krug soll das Klopfen danach aufgehört haben.

Die Geschichte ist nie aufgeklärt worden. Es ist in diesen Zeilen keinerlei Erklärung versucht worden; sie dürfte wohl auch nicht möglich sein. Ich hatte lediglich den Wunsch, diese alte Geschichte literarisch festzuhalten, ehe sie ganz in Vergessenheit gerät.

## Zuwachs der Sammlungen des Rösliner Heimatmuseums.

Als Geschenke wurden überwiesen:

1. Von Herrn Kantor und Lehrer a. D. P. Schwerdtfeger-Röslin: drei Taufpatenbriefe aus Jarmund vom Jahre 1852, ein Tagebuch des Seminaristen Schwerdtfeger von 1841, ein Desemer und (für die Bücherei) Brüggemann, Ausführliche Beschreibung des Kgl. Preussischen Herzogtums Vorpommern und Hinterpommern. 2. Band. Hinterpommern.

2. Von Frau verw. Seminardirektor Lehmann, Berlin-Wilmersdorf: mehrere Bilder aus Röslin's Vergangenheit und zwar: die Freitagische Schule, nach der Natur gezeichnet von dem Seminaristen March 1865; das Mühlenort zu Röslin, nach der Natur gezeichnet von dem Seminaristen A. Schulz II, 1865; das Hohe Tor zu Röslin, nach der Natur gezeichnet von dem Seminaristen F. Laude 1865; der Bogelsche Turm und die Gegend der Mühlenort vorstadt, nach der Natur gezeichnet von dem Seminaristen Haack, 1865; das Zeughaus in Röslin, nach der Natur gezeichnet vom Seminaristen Priewe, 1865.

3. Von Herrn Pastor Magdalinski-Schwesin: 5 Stück wertvolle Radeln eines alten, künstlerisch ausgeführten Ofens aus der Zeit des Königs Friedrich Wilhelm I. mit Monogramm F. R. und Krone.

4. Von Herrn Abteilungs-Direktor Dr. Schulz-Röslin: Halbstück eines durchlochten Steinbeils, auf der Feldmark Krahig 1914 gefunden; Steinmeißel, gefunden zu Kowalk, Kr. Belgard, Steinagt, halbfertig, Loch fehlt, gefunden bei Stolp i. Pomm.

## Heimatbücherei.

Regenwalder Sagen. „Sagen, Erzählungen und Schwänke aus dem Kreise Regenwalde“ betitelt Prof. Otto Knoop-Stargard sein neuestes Sagenbüchlein (Verlag A. Straube und Sohn, Jüdes). Der Verfasser hat ebenso wie in seinen vorher erschienenen Stargarder Sagen auch hier wieder alle die Volkstunde interessierenden Ueberlieferungen zusammengefaßt und sich nicht bloß auf die Sage im eigentlichen Sinne beschränkt. Neben Ortsnederleien enthält das Büchlein auch Schwänke vom Alten Frig und einige Märchen. Ein Gegenstück zu den bekannten Janower Streichen sind die Streiche der Winniger (104—109), die natürlich anderen Narren in nichts nachstehen. Wir wünschen dem auch in schmalem Gewande erschienenen Büchlein weite Verbreitung in unserer Heimat und baldige Nachfolger aus anderen Kreisen.

## Verein für Heimatkunde und Heimatschutz e. V., Röslin.

Am Mittwoch, den 12. November, findet abends 8½ Uhr, im Saale des „Deutschen Hauses“ die ordentliche Mitgliederversammlung des Vereins statt mit folgender Tagesordnung: 1. Bericht des Vorstandes. 2. Entlastung des Vorstandes. 3. Neuwahl des Vorstandes. 4. Verschiedenes. Im Anschluß daran wird Dr. Schulz einen Vortrag „Aus der Geschichte des Nonnenklosters Röslin“ halten.